

## Blech an die Waad gedrückt

Zwischen heiß und süß

Der NWDR-Tanzmusik-Krieg ist aus. Der Hörer und die Violinen haben die Schlacht der Töne gewonnen. Das entfesselte Saxophon ist in Ketten gelegt.

Auf der Strecke blieben: Die Kapelle Otto Gerdes, Friedrich Meyer, der Arrangeur der Kapelle Kurt Wege, und Dorle Rath, die Refrainsängerin. Der „Stein des Anstoßes“, Kurt Wege, hat sich auf einen zweimonatigen „Erholungsurlaub“ begeben.

Nach Aussage des NWDR hat er einen Nervenzusammenbruch erlitten. Nach eigener Aussage schwebt ihm, der früher erster Soloklarinetist bei Peter Kreuder war, auch selbst komponiert, vor, eine eigene Kapelle mit kleiner Spezialbesetzung zu gründen und dem Vorbild Meister Kreuders zu folgen.

Der letzte Mittwoch-Tanzabend mit dem Radio-Tanzorchester jedenfalls war entwildert. Die Leitung hatte gleichsam symbolisch die erste Violine Alfred Häuses.

Dieser Tanzmusik-Krieg wurde mit spitzer Feder und viel Tinte geführt. Man schreckte vor Verbalinjuriern keineswegs zurück. Zwei Jahre Straßenbahn-Praxis haben den Wortschatz ungemein erweitert.

Es begann mit dem leichten Geplänkel einiger Hörerzuschriften. Bei einer Umfrage des NDWR lehnte ein Viertel der Gefragten die Tanzmusik ab. Das war die Kriegserklärung. In der Rundfunkzeitschrift „Hör zu“ kamen beide Parteien zu Wort. Es gab Waschkörbe voller Zushriften.

Der Grund des NWDR-Krieges war der: Herr X. wollte keine „Negermusik“, kein „Quaken und Jaulen, nerventötendes Plärren und widerliches Grunzen“, er wollte keine „Negermusik“, wenn er nach des Tages Lasten den Knopf seines Radiogerätes bediente, um den Mittwoch-Tanzabend zu hören. Er wollte auch nicht die „perversen“ Gesänge von Damen, deren gesangliche Refrain-Note er mit der „verabscheuungswürdigen Grimasse eines ordinären Brünstgeschreies“ verglich.

Die angegriffenen Meister des Jazz hauchten auf die Pauke. Das Hörerpublikum habe ja keine Ahnung, was gehobene und künstlerische Tanz-Musik sei. Man bemühe sich, endlich den Anschluß an die Internationale des Jazz zu finden, und Herr X. wolle „Großmütterchen“ und die „Rote Laterne“.

Am meisten getroffen fühlten sich die Arrangeure. Man hatte ihnen vorgeworfen, daß sie mit ihren Bearbeitungen jede vernünftige Melodie in Grund und Boden verarrangierten. Was wären diese Komponisten schon ohne uns, sagten die Arrangeure. Wir machen ihre musikalischen Träume ja erst genießbar. Ganz zu schweigen von den musikalischen Einfällen der „Pfeifkomponisten“, deren Genie nur dazu ausreicht, eine Melodie vorzupfeifen.

Friedrich Meyer, der Arrangeur Kurt Weges, schleuderte den Hörern seine Meinung ins Gesicht: Wer Melodien hören will, schalte den Kinderfunk ein. Wenn es euch nicht gefällt, wie wir spielen, dann stellt euer Radio ab!

„Herr Meyers Vorgehen ist ohne Wissen und Einwilligung des NWDR erfolgt“, erklärte Herr Spitz, der Leiter der Abteilung Tanzmusik. Herr Meyer ist nun seinerseits abgestellt, ebenso Otto Gerdes und Dorle Rath.

In den 31 Szenen kommt zur Sprache, was alle diese Leute, von Angst, Furcht, Nervosität getrieben, empfinden und denken angesichts des Bevorstehenden, in seinen Auswirkungen unbekanntem Ereignisses. Es ergibt sich eine allgemeine Zustandsschilderung, so etwas wie eine Reportage, mit leicht antikapitalistischer Tendenz, eine Reportage in Jamben.

Macht, Geld, Gott, Liebe, alle Probleme der Zeit werden angerührt. Aber sie werden auch nur angerührt. Und deswegen sprach Heinz-Dietrich Kenter von dem Experiment, das noch keine Abendspielplanreife besitzt.

Der Autor will, wie es scheint, gar nicht so sehr Entscheidung. Es stellt sich wieder der Eindruck ein, den man nicht zum ersten Male bei einem Stück von Denger hat: „Es genügen ihm Effekte, wo es sich um Probleme handelt“.

Heinz-Dietrich Kenter ließ pausenlos und ließ gut spielen. Er betonte in diesem filmischen Theater das Filmische, den sichtbaren Vorgang. Es war ein interessanter Einfall, den Zuschauern die Szenenbilder durch ein Bullauge zu zeigen.

So steht hier die Sängerin ihrem Organ gewissermaßen wie einem kostbaren Instrument gegenüber, dem sie kunstvoll beherrschte Töne entlockt. Die Mittelpartie des Konzerts stellt das Schmetterlein einer Nachtigall dar, auch das ganz ohne animalisches Schwelgen, vielmehr in höchste Zonen der Vergeistigung entrückt.

Andrzej Panufnik lernte man auch als Komponisten kennen. Seine „Tragische Overture“ ist von der gleichen Ueber-



Meisterin der Koloratur  
Ewa Bandrowska-Turkska

sichtlichkeit wie sein Dirigieren. Ein kurzes, atemloses, rhythmisch sehr einprägsames Thema wird durch alle Instrumentengruppen gehetzt und wirkungsvoll bis zum äußersten gesteigert; bedrohlich wie das Stampfen einer Todessmühle, wie Kolbenschläge an der Tür im Morgengrauen.



Meister des weißen Taktstocks  
Andrzej Panufnik

## MUSIK

### Musik dringt über die Oder-Linie

Dirigent und Primadonna

Einer meiner tiefsten musikalischen Eindrücke war Furtwänglers Warschauer Gastspiel mit den Philharmonikern im Jahre 1937“, sagte Andrzej Panufnik, 32-jähriger Dirigent der Warschauer Philharmoniker, auf einem Presseempfang der Polnischen Militärmission in Berlin.

Tags darauf gab er das erste einer Reihe von Konzerten mit den Berliner Philharmonikern und der Staatskapelle. Im Admiralspalast war Flaggenschmuck und ein offizielles, bunt uniformiertes Publikum. Auch in der Matinée in der Städtischen Oper, bei gleichem Programm, viele Alliierte und in kompakten Parkettreihen die Angehörigen der polnischen Kolonie.

Der junge Dirigent, rank und schlank, mit schmalem, rassigem Kopf, ein Schüler Felix Weingartners, schlägt mit langem weißem Taktstock fast pedantisch die Viertel aus. Seine Tempi sind flott, und seine besondere Pflege gilt den Piano-Passagen.

So wirkt sein Musizieren übermäßig klar und durchsichtig, wie in dem späten Rokoko-Divertimento des nach London emigrierten Haydn-Schülers Janiewicz, das ein anderer Panufnik bearbeitet hat, oder schon beinahe zu nüchtern, wie in Schuberts „Unvollendeter“.

Die Philharmoniker, sonst von elastischer Einfühlungsgabe, wurden hier etwas bockig. Eine Wolke des Urmutts flog über die Miene des polnischen Gastes, und seine langen nervösen Künstlerfinger schlugen kleine Wirbel in der Luft.

Im Mittelpunkt der Berliner Konzerte stand eine Primadonna: Frau Ewa Bandrowska-Turkska, eine Meisterin des Koloratursoprans, wie es in Europa nur wenige gibt. Sie sang das Konzert für Sopran und Orchester, das ihr Thadeusz Kassern gewidmet hat.

Es stellt äußerste Anforderungen an Musikalität und Auffassungsgabe, es verlangt Selbstverleugnung. Denn in diesem Virtuosenstück wird die menschliche Stimme ganz instrumental behandelt, auf das Sangoaré im üblichen Sinne wird verzichtet, und auf weiten Strecken fehlt sogar ein Text.

Herr Spitz hat jetzt selbst einige „Arrangements“ getroffen. Er läßt die Streicher dominieren und drückt das Blech etwas an die Wand. Man soll jetzt wieder Melodien zu hören bekommen. Und im übrigen sollen deutsche Schlager bevorzugt werden.

„Wir wollen gefällige Tanzmusik spielen. Wir haben selbst eingesehen, daß es so nicht weiter ging“, sagt man beim NWDR. Auch den Damen des Refrains ist ans Herz gelegt worden, einfach und unkompliziert zu singen.

Die Freunde der „heißen“ Tanzmusik allerdings erklären: Was jetzt aus dem Mikrofon herauskommt, ist süße Bonbon-Musik!

## OPERETTE

### Der Sultan sucht die dickste Frau

Haremspracht in Villingen

Villingen, das badische 16 000-Mann-Städtchen zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb, machte von sich reden. Diesmal nicht als Stadt der Stumpen, sondern als Schauplatz einer Uraufführung: „Die Nacht mit dem Sultan“ ging in Szene. Text: Friedrich Hofmann, Musik: Werner Knuth.

In Villingen hat das „Badische Theater“ ein Haus, das erst bei Kriegsbeginn zu Ende gebaut wurde, unversehrt davon gekommen ist und 950 Sitzplätze hat. Die Intendantin ist Ilse Becker, eine Kölnerin von 27 Jahren, mit viel Charme und ebensoviel Ehrgeiz. Seit mehr als einem Jahr spielt sie mit ihren bis zu 80 Mann starken Ensembles den badischen Alemannen zwischen Bodensee und Hochrhein Theater vor.

Aus Friedrich Hofmanns witziger, manchmal etwas frecher „Musikalischer Grotteske“



Schauplatz für Gewichts-Rekord  
Mehr als ein Dutzend Vöhrhänge

wurde in Villingen eine fast biedere Operetten-Revue in vier Bildern mit einem Vor- und Nachspiel. Sie blieb beinahe nur noch Textgerippe für Werner Knuths Musik, die das pikante Werk umwuchert, einfallsreich, elegant und mit schmissigen Rhythmen, in allen Gattungen,

vom modernen Tangelied bis zur pathetisch-komischen Opernpartie.

Diese erste Inszenierung war auch allzu reichlich mit choreographischen Einlagen intarsiert, die endgültige Form der „musikalischen Grotteske“ wurde nicht getroffen. Von der Libretto-Handlung blieb am Ende nicht viel übrig.

Es ist das alte Belmonte-Constanze-Entführungsmotiv, diesmal mit einer anderen, überraschend komischen Lösung. Hofmanns Operetten-Sultan ist historisch echt: er hat als Ibrahim I. im 17. Jahrhundert gelebt und den Ruhm für sich, der wollüstigste, sinnfreudigste unter seinen auch nicht asketischen Kollegen gewesen zu sein.

Unter den 400 Frauen seines Harems ist nicht eine einzige, die ihm wirklich gefällt. Seiner verwöhnten orientalischen Phantasie gelüstet es nach stärker potenziertem und stärker proportioniertem Genuß: der Sultan sucht die allerdickste Frau. So sollte die Operette ursprünglich heißen.

Endlich findet man eine, die den großherrlichen Ansprüchen genügt. Die europäische Sklavin, die der Sultan sich für die Uebergangszeit angeschafft hatte, erhält zusammen mit ihrem eleganten Karl-May-Ritter die Freiheit.

Es ist ein märchenhaftes Milieu mit Zügen morgenländischer Lebensfülle, auch in der modernisierenden Karikierung. Friedrich Hofmann, ein gebürtiger Hannoveraner, seit einigen Jahren am Bodensee zu Hause, Journalist und Schriftsteller, hat eine Vorliebe für morgenländische Träumereien. Er ist im Orient gereist und hat ernsthafte orientalistische Neigungen.

Die Sprache seines Librettos ist von wohlthuender Klarheit und im Ausdruck dem Stoff und der Szenerie bunt und bilderreich angepaßt. Das Stück hat soviel elementare Komik, daß man es ruhig als Grotteske hätte gehen lassen können.

In Villingen, wo der Klerus der Stadt von vornherein seine Bedenken angemeldet hatte, hatte man bei der Inszenierung sehr viel reizvolle Pikanterie heruntergeschluckt oder verwässert. Die Villingen hatten auch so ihr Vergnügen. Mehr als ein dutzendmal mußte der Vorhang gezogen werden.

## TECHNIK

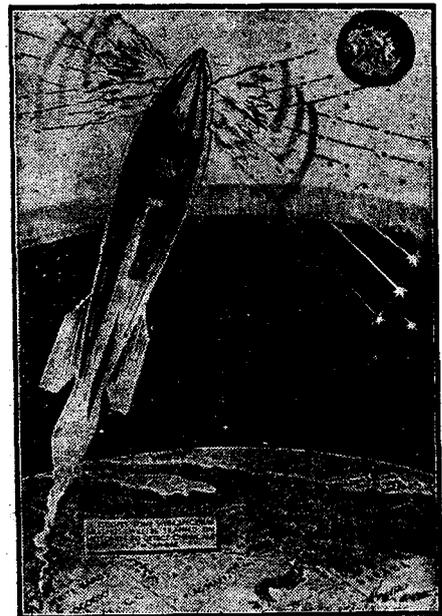
### Wettlauf zum Mond

Wenn die Ozeane kochen

Jules Verne und H. G. Wells haben manche wissenschaftlichen Fortschritte vorausgesagt, die phantastisch schienen, als sie sie geschrieben, und die heute selbstverständliche Tatsachen sind: Eine Gruppe britischer Wissenschaftler arbeitet jetzt daran, die Prophezeiungen in Vernes „Von der Erde zum Mond“ und in Wells' „Der erste Mann auf dem Mond“ aus der Phantasie in die Wirklichkeit zu übertragen.

Sie sind Mitglieder der britischen „Interplanetarischen Gesellschaft“, einer Körperschaft, die in Amerika und auch sonst in der Welt Gegenstücke hat. Ueberzeugt davon, daß es keinen wissenschaftlichen Grund gibt, daß man eines Tages nicht zum Mond fliegen könnte, arbeiten sie Pläne für ein Weltraumschiff aus, das die 384 000 Kilometer lange Reise bewältigen kann.

Sie erwarten nicht, daß sie selbst die Ersten sein werden, die dahin gelangen. „Die USA-Wissenschaftler könnten möglicherweise die Führung übernehmen“, sagt Arthur C. Clarke, früher Radar-Spezialist der RAF, der jetzige Vorsitzende der Gesellschaft. „Und sie könnten es bis 1955 schaffen.“



Phantasien von gestern, Pläne von morgen  
Die Wolkenbombe

Clarke stützt diese Schätzung auf die erstaunlichen Fortschritte der Raketenforschung in den USA. Zwischen Heer und Marine der USA wird ein Wettlauf zum Mond ausgetragen. Entfernungen fallen kaum ins Gewicht, wenn es erst einmal gelungen ist, sicher aus der Erdatmosphäre herauszugelangen.

Nach amerikanischen Berichten wird der erste Versuch, mit dem Mond in Berührung zu kommen, in Form einer „Wolkenbombe“ erfolgen. Eine Rakete wird bis an die Grenzen der Erdatmosphäre abgeschossen werden, und von dort werden automatisch detonierende Vorrichtungen eine Wolke leuchtender Partikeln zum Mond lenken. Radar-Geräte und Super-Teleskope, die den Lauf der Wolkenbombe verfolgen, werden ermöglichen, aus dem Verhalten der Partikel die physikalischen Bedingungen auf der Mondoberfläche abzuleiten.

Der nächste Schritt wird sein, eine Rakete direkt zum Mond zu schicken und der dritte Schritt eine Rakete, die zum Mond und wieder zurück fliegen soll. Reservoidüsen, die als Bremsen wirken, werden verhindern, daß die Rakete mit hoher Geschwindigkeit auf den Mond aufprallt. Sie wird wie ein Hubschrauber herabschweben und behutsam landen. Die durch diese Experimente gesammelten Erfahrungen sollen als Grundlage für die dann geplanten Passagierreisen dienen.

Die britischen Astronautiker der „Interplanetarischen Gesellschaft“ sind sich der vielen Schwierigkeiten und Gefahren, die den menschlichen Ankömmling auf dem leblosen Erdtrabant erwarten, bewußt, und sie machen sich Gedanken und haben auch schon gewisse Pläne, wie ihnen zu begegnen wäre.

Aber bevor man zum Mond kommt, erhebt sich das Problem der Antriebskraft. Clarke bezweifelt, daß die Atomenergie die Antwort geben wird, obwohl er zugibt, daß theoretisch einige Pfund Uran ein viele Tonnen wiegendes Raumschiff zum Mond und zurück treiben könnten.

„Atomenergie“, sagt er, „wird die Erboberung des Raumes wahrscheinlich nicht eher als in frühestens 10 Jahren voranbringen“. Professor A. M. Low, der frühere Präsident der britischen Interplanetarischen Gesellschaft, zweifelt kaum daran, daß die Atomkraft schließlich für Mondraketen verwendet werden wird.